

Liebeslieder mit biblischem Ernst

Von Nairobi nach Minneapolis: Das Debütalbum „Tales of America“ des Kenianers J. S. Ondara

Es gehört schon eine Portion Selbstvertrauen dazu, sein erstes Album „Tales of America“ zu nennen. Das klingt nach Märchenbuch, nach vielstimmiger Anthologie, nach Alan Lomax und dessen mythischen Folk-Archiven. Der erste Song auf J. S. Ondaras Debüt heißt gleich „American Dream“, der letzte „God Bless America“. Mitnichten lauscht man hier jedoch dem rot-weiß-blauen Übereifer eines kitschtrunkenen Countrypop-sängers. Das, was Ondara in elf Akustik-songs gepackt hat, ist Songwriter-Folk der besten Art – kein nerviger Patriotensang, kein fehlplazierter Universalanspruch. Und außerdem ist er gar kein Amerikaner.

Nairobi, schreibt der sechszwanzig-jährige Kenianer auf seiner Website, habe ihn im Guten wie im Schlechten geformt. „Wenn man ein einfacher Bursche ohne wohlhabende Familie war wie ich, musste man seine Krallen ausfahren, um voranzukommen.“ Weil Ondara ohne Englischkenntnisse aufwuchs, erschloss er sich die Texte seiner Lieblingsbands mit ebenso großer Überzeugung wie Unbedarftheit: „Ich hörte Songs wie ‚Smells like Teen Spirit‘ und erfand irgendein Kauderwelsch, um mitsingen zu können: Wizeletsa, isedenja, hiwiana, entatena. (. .) Ich war mir damals ziemlich sicher, dass es das war, was Cobain sang.“

Nirvana, Radiohead, Oasis – aber kein Folk. Jene Liebe sei erst entsprungen, als ihm mit siebzehn ein Mitschüler in vollem Ernst habe weismachen wollen, „Knockin’ on Heaven’s Door“ sei nicht von Guns n’ Roses, sondern von „einem

Typen namens Bob Dylan“. Dass Ondara 2013 Minneapolis zu seiner neuen Heimatstätte erkor, war dann naheliegend – Minnesota, des Meisters Heimatstaat. Auch die Erzählung vom Burschen aus bescheidenen Verhältnissen könnte aus dem Selbstvermarktungs-Handbuch des jungen Dylan stammen.

Aber Ondara ist kein steriler Imitator. Wer ihn zum ersten Mal hört, dem fällt die helle Soulstimme auf, die das Album mit einer Leichtfüßigkeit trägt, die Dylan nie hatte. Überhaupt erinnert Ondaras



Von Nairobi und Bob Dylan geprägt:
J. S. Ondara

Foto AFP

androgynes Timbre eher an Tracy Chapman als an den mitunter krächzenden Literaturnobelpreisträger. Von der ersten Zeile an ist klar: Dies ist nicht nur eine passable, sondern eine phantastische Stimme. Wenn Ondara, der schon mit den Milk Carton Kids und Lindsey Buckingham auf Tour war, in „Torch Song“ und „Television Girl“ für die letzte Minute in ein schwebendes Falsett hinaufsteigt, ist das zum Erschauern schön.

Viele seiner Songs speisen sich aus düsteren Registern, immer wieder tauchen sie ein in biblischen Ernst. Ein Priester tritt auf; „a sinner“; „a child of Israel“; „a beast“. Einige Momente muten an wie apokalyptische Vorahnungen: „Lover, don’t make a sound / Bring your rifle around / When I say hallelujah / It’s your cue to shoot at / The head of the hound.“ Das ist beachtliche Wortkunst – und falls solche Visionen Ondaras „American Dream“ sind, dann ist es einer, der jederzeit in einen Albtraum umschlagen kann. Von der Unbekümmertheit, die man beim Überfliegen der Trackliste zu erahnen meinte, ist nichts zu spüren.

Wenn er keine mythologischen Töne anschlägt, singt Ondara Liebeslieder, die um die Ecke fühlen. Im Refrain von „Give Me a Moment“ heißt es etwa: „Would you give me a moment / So I can give you a moment / To wreck my heart / Go and tear it apart.“ Und auch in anderen Songs findet sich dieser tragikomische Abschied mit Ausfallschritt: „Oh honey, I’m just getting good at saying goodbye“ („Saying Goodbye“) oder „My heart is never on time / Always a little behind“ („Torch

Song“). Ondara beweist hier, dass das alte Folk-Rezept noch funktioniert: Liebesbeziehungen ohne Timing und mit viel Gefühl.

Den Einfluss Bob Dylans vernimmt man schließlich doch recht deutlich – nicht nur in vereinzelt Vokalphrasierungen, in denen Ondara eher rezitiert als singt, sondern vor allem in „Master O’Connor“, das mit ein paar Takten schnellem Sechschachtel-Strumming in Moll beginnt, bevor Ondaras emphatischer Anruf an einen mysteriösen Gebieter folgt: „Master O’Connor / I dare not question you’re bad.“ Das Echo von Dylans Antikriegslied „Masters of War“ (1963) ist nicht bloß dank des Titels kaum zu verkennen.

Via Dylan hat Ondara eine Tradition gefunden, an die sein Stil bestens anknüpft. So passt es auch, dass dieses Album mit einem Lied endet, das eine Innen- wie auch eine Außensicht ist. In „God Bless America“ singt Ondara: „Will you let me in / Or are you at capacity?“ Lautet so die Frage des Neulings an die amerikanische Musikszene? Oder ist es das viel existentiellere Gesuch der vielen Immigranten, die, wie Ondara, in diesem Land ihr Glück versuchen wollen, aber vor verschlossenen Toren stehen? Zweifellos ist der Schluss von „Tales of America“ alles andere als eine Lobeshymne auf eine unbefleckte neue Heimat: „Will you dare to hear / Those children marching on the street? / Oh God bless America / The heartache of mine.“ Ondara singt hier nur mit Gitarre – ganz der selbstbewusste Folksänger. CORNELIUS DIECKMANN